

Franz-Heinrich Beyer

Wahrzeichen, Religionssymbole, Heterotopien – monumentale Kirchengebäude sind unersetzbar!

In der Geschichte des Kirchenbaus kommt es erst relativ spät dazu, dass das Kirchengebäude als ein markantes Bauwerk ins Auge fällt. Die frühen, archäologisch nachweisbaren Kirchenbauten fügen sich in die gebaute Umgebung ein. Die frühen römischen Kirchenbasiliken zeigen sich neben den monumentalen römischen Profanbauten – Markt- und Gerichtsbasiliken u.a. – als lediglich gleichwertige Baukörper. Das gilt auch in Bezug auf die umgebenden nichtchristlichen Sakralbauten. Die Kirchen erscheinen neben diesen als ebenbürtige Gebäude, überragen sie aber nicht. Während jedoch bei den nichtchristlichen Tempeln die Bedeutung des Bauwerks durch eine repräsentative Fassadengestaltung zum Ausdruck gebracht wurde, so verhält es sich bei den frühen Kirchenbauten genau umgekehrt. Diese zeigen nach außen eine schmucklose funktionale Baugestalt; der Innenraum ist dafür umso aufwändiger kunstvoll gestaltet.

Die nach 325 begonnene Basilika in Jerusalem (Grabeskirche) sollte jedoch nach dem Willen des Kaisers Konstantin die Kirchenbauten an allen anderen Orten übertreffen und alle Prachtbauten in allen Städten in den Schatten stellen. Die Kuppel der Grabeskirche wirkte dann auch Jahrhunderte hindurch auf Abbildungen von Jerusalem als Wahrzeichen dieser Stadt, gerade auch dann noch, als der muslimische Felsendom mit seiner Kuppel errichtet war und Jerusalem zum islamischen Reich gehörte. Alle großen Basiliken, die Kaiser Konstantin bauen ließ, sollten nach seiner Auffassung Denkmäler des Sieges Christi gegen den Tod sein¹, daneben aber sicherlich auch dem Ruhm des Kaisers Ausdruck verleihen. Die nach der Zeit Konstantins dann in großer Zahl errichteten Kirchenbauten erreichten bei weitem nicht mehr die Dimensionen der frühen Basiliken. Eine Ausnahme ist natürlich die Hauptkirche des oströmischen Reiches und der Ostkirche, die im 6. Jahrhundert erbaute Hagia Sophia in Konstantinopel. Mit einer Kuppelhöhe von 56 Metern überragte dieses Kirchengebäude alle anderen Bauwerke. Es dauerte dann noch einige Jahrhunderte, bis die uns so vertrauten Kirchtürme das Ortsbild der Städte prägen sollten.

Das Kirchengebäude hat demnach von Beginn an teil an dem, was jeder architektonischen Schöpfung eigen ist – Funktion und Repräsentation. Funktion – das bedeutet die Gestaltung eines abgegrenzten geschützten Raumes, in dem sich Menschen versammeln können; Repräsentation – das bedeutet, die Gestalt des Bauwerks reicht über seine Funktion hinaus, das Bauwerk stellt etwas dar, macht etwas sichtbar, erkennbar. Am deutlichsten wird das wohl an den Dimensionen der Kirchengebäude im Mittelalter.

Wahrzeichen

Bei jedem Betreten einer großen mittelalterlichen Kirche, gerade auch der Nikolaikirche in Stralsund, legt sich die Frage nahe: Warum ist diese Kirche so groß? Dieser Kirchenraum in seinen gewaltigen Ausmaßen ist funktional nicht zu definieren. Es gibt aus der damaligen Zeit keine in der Größendimension den Kirchengebäuden vergleichbare Bauten. Die Grundfläche des Kirchenraums – sie kann möglicherweise noch erklärt werden – der Raumbedarf für die zahlreichen Altar- und Kapellenstiftungen sowie Raum für Prozessionen. Aber, warum ist diese Kirche so hoch? 29m bis zum Gewölbescheitel? Diese Raumausdehnung in die Höhe ist

¹ Vgl. Hugo Brandenburg, Die frühen christlichen Kirchen Roms, 2013 (3. Aufl.), 18.

funktional erst recht nicht zu erklären²; auch ein drei oder vier Meter hoher Raum würde alle Funktionen erfüllen können. Hier kommt das Moment der Repräsentation zur Geltung. Der Kirchenbau soll nicht nur die Grundfunktionen sichern; er soll noch etwas Weiteres zum Ausdruck, zur Darstellung bringen. Viele Besucher, die heute den Kirchenraum betreten, fühlen sich gerade von dieser Größen- und Höhendimension angesprochen. Ein solcher Kirchenraum hat etwas, ermöglicht etwas, für das in den Besuchenden heute eine Anschlussstelle vorhanden ist. Ein als sehr hoch empfundener Raum, bei Tag voller Licht. Ein Raum, der mit der schönen gleichmäßigen Gliederung durch Bauelemente dem Blick zunächst Halt gibt und dessen abtastendem Vorrücken die Richtung weist. Assoziationen von Besuchern dazu lauten etwa so: Erhabenheit, Schönheit, auch Geborgenheit und zugleich Ungebundenheit. Man hat deshalb von „Backsteingotischen Kirchen als emotionalen Räumen“ gesprochen³. Man kann aber auch solche Kirchenräume als „Räume der Selbsttranszendenz“ beschreiben⁴. Selbsttranszendenz ist nicht willentlich herstellbar, sondern sie bleibt Widerfahrnis. Die großen, hohen lichtdurchfluteten Kirchenräume werden von vielen Menschen als Erfahrungsräume solcher Selbsttranszendenz erlebt.

Das Kirchengebäude kann betreten werden durch eines der Portale. Jedes Portal einer mittelalterlichen Kirche zeigt durch seine Größe und durch seine besondere Gestaltung an: Wer hier hindurchgeht, der betritt einen besonderen, einen ganz anderen Raum. Das nachreformatorische West-Portal der Nikolaikirche stellt das durch das aufgebrachte Bibelzitat vor Augen: *„Hier ist nichts anderes als Gottes Haus, und hier ist die Pforte des Himmels.“* (Gen 28, 17) Die Andersartigkeit dieses Raumes kann seinen Ausdruck u.a. in der Höhe des Raumes finden. Diese Höhenausdehnung scheint immer an die Grenze des unter den jeweiligen Bedingungen konstruktiv noch möglichen zu reichen. Das Ansinnen, in der Größendimension und insbesondere in der Höhendimension des zu errichtenden Kirchengebäudes bis an die Grenze des konstruktiv und auch ökonomisch möglichen zu gehen, schien einzig angemessen zu sein im Blick auf das Bibelwort, das jedes Projekt eines Sakralbaus grundsätzlich problematisiert: *So spricht der HERR: Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße! Was ist denn das für ein Haus, das ihr mir bauen könntet, oder welches ist die Stätte, da ich ruhen sollte?* (Jes 66, 1).

Ein Haus für Gott errichten zu wollen ist den Menschen unmöglich; das war auch den Menschen des Mittelalters bewusst. Aber ein Haus von Menschen für Menschen, das konnte gebaut werden. Das Besondere dieses Gebäudes war, dass es nicht allein offiziellen sozialen Akten einen festlichen Rahmen bot, dass nicht nur der Verdienst von und das Andenken an konkrete Persönlichkeiten darin zum Ausdruck gebracht wurde – alles das natürlich auch -, das Besondere bestand darin, dass in diesen Raum in der Gottesdienstfeier die Nähe Gottes erlebt wurde. Darum musste die Gestalt dieses Bauwerks innen und außen sich von allen anderen

² Vgl. Martin Warnke, „Warum sind diese Kirchen so groß?“ Ein Votum zur Diskussion. In: Wolfgang Grünberg/Alexander Höner (Hg.), *Wie roter Bernstein. Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad. Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche*, 2008, 125-129; sowie Christian Nille, *Mittelalterliche Sakralarchitektur interpretieren. Eine Einführung*, 2013, 79.

³ Vgl. Anna Körs/Rolf von Lüde, *Zwischen Gotteshaus und Touristentort. Zur Bedeutungskonstruktion von Symbolkirchen in Kiel, Lübeck, Wismar und Stralsund*. In: Wolfgang Grünberg/Alexander Höner (Hg.), *Wie roter Bernstein. Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad. Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche*, 2008, 290-318, 308.

⁴ Vgl. Thomas Erne, *Orte der Selbsttranszendenz. Warum wir Kirchen brauchen*. In: *Deutsches Pfarrerblatt* 2015, 672-676.

Bauten gravierend unterscheiden. Darum markiert die alle umgebende profane Bebauung überragende Baugestalt der Kirche die Mitte jedes Wohnquartiers, hebt diese Mitte heraus.

Ein Kirchengebäude solchen Ausmaßes zu planen und zu bauen beginnen, das bedeutete im Mittelalter für die Beteiligten, darum zu wissen, dass sie immer nur einen Teil würden vollbringen können, nur die Fertigstellung eines Gebäudesegments erleben würden. Andere würden fortsetzen müssen mit der konkreten Arbeit am Bau, verbunden mit ihren Vorstellungen und Möglichkeiten, andere würden fortsetzen müssen mit der Beschaffung der Finanzmittel für die Baufortführung. Nicht das Bild des fertigen Kirchengebäudes, sondern allein das Projekt Kirchenbau – „Wir wollen eine große Kirche bauen“ - konnte für alle Überlegungen und Anstrengungen leitend wirken.

Ein Kirchenbau solchen Ausmaßes konnte nicht von Einzelnen geleistet werden. Es musste als eine Gemeinschaftsaufgabe verstanden und akzeptiert werden, und das generationenübergreifend. Von daher ist ein solches Kirchengebäude nicht nur zu würdigen als ein herausragendes Zeugnis der Baukunst und des Könnens der Baumeister und Handwerker - das ganz sicherlich auch. Aber es ist v.a. Zeugnis eines gemeinschaftlichen Projektes der Menschen damals, die ihrem Verständnis vom Leben und von der Welt ein Zeichen setzen wollten und es mit dem Bau eines großen Kirchengebäudes auch konnten. Dabei waren alle eingeschlossen, das Kirchenpatronat, die vermögenden Kaufmannsfamilien genauso wie die ärmsten Stadtbewohner.

Ein Kirchenbau dieser Dimensionen ist niemals nur für den Bedarf des Stadtquartiers und der dort lebenden Menschen konzipiert. Er ist auf die Fernwirkung hin angelegt, darauf, dass von außen kommende Menschen diesen Bau erblicken. Die engen Gassen der mittelalterlichen Stadt ließen keinen Anblick der hohen Kirchenschiffe, geschweige denn der Türme in ihrer Höhendimension zu. Aber die von außen kommenden, sie sollten daran das Vermögen der Stadtbürger, ihre ökonomische Leistungsfähigkeit, aber auch ihre Frömmigkeit ablesen können. Türme sind schon immer ein Zeichen der Herrschaft gewesen; dementsprechend war ihre Errichtung reglementiert. Erst im späten Mittelalter traten Stadtgemeinden als Auftraggeber für die Kirchturmbauten auf, also für das neben dem Rathausbau wichtigste Prestigeobjekt der Stadt. Der Westturm des Kirchengebäudes hatte sich zum Wahrzeichen einer politisch und wirtschaftlich bedeutenden Bürgerschaft entwickelt.⁵ Eng verbunden damit ist die Entwicklung, in der die Kirchengebäude, und hier insbesondere die Gestalt ihrer Türme, zu Landmarken wurden. Die Silhouette jeder Hafenstadt war durch die Besonderheit der Kirchtürme und ihrer Stellung zueinander eindeutig zu identifizieren und so von See aus anzusteuern.

Mit der zunehmenden Mobilität der Menschen, insbesondere aber im Zuge der Entwicklung der Druckerkunst wurden die markanten Bauwerke der Stadt zum Wahrzeichen. Diese Entwicklung ist von den frühen Stadtansichten eines Sebastian Münster bis hin zu den Stadtsilhouetten eines Caspar David Friedrich zu beobachten. Eine Stadtansicht mit den markanten Türmen wird so zum Wahrzeichen der konkreten Stadt⁶. Dieses Wahrzeichen verbürgt für die davon Betroffenen Heimat und Identität. Das verbindet die Menschen auch in der Gegenwart. Diejenigen, die eine enge Verbindung auch zum Kirchenraum und dem

⁵ Vgl. Hugo Schnell, Die Entwicklung des Kirchturms und seine Stellung in unserer Zeit. In: Das Münster 22(1969), 85-97 und 177-205.

⁶ Vgl. Hermann Hipp, Türme über der Stadt. In: Wolfgang Grünberg/ Alexander Höner (Hg.), Wie roter Bernstein. Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad. Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche, 2008, 130-142.

Geschehen darin haben mit denjenigen, die die Kirchen vor allem als Monumente, als Wahrzeichen ihrer Stadt, ihrer Heimat wertschätzen.

Für Besucher und Touristen aber wirken diese unübersehbaren monumentalen Kirchengebäude als Markenzeichen, in denen sie die Fotos im Reiseführer wiedererkennen und denen sie sich nun mit Neugier und auch mit Erwartung nähern.

Religionssymbole

Die große Zahl der Touristen, die die alten großen Stadtkirchen besichtigen, so wie hier in Stralsund die Nikolaikirche, - von welchen Erwartungen mögen sie sich leiten lassen? Erwarten sie, ein historisches Monument zu besichtigen als Zeugnis des Könnens der Architekten und Künstler im Mittelalter, als Zeugnis einer vergangenen Kultur, vielleicht gar einer vergangenen Religion? So, wie in Rom etwa das Forum Romanum, - so nun in Stralsund die Nikolai- und die Marienkirche? Das alles wird sicherlich auch erwartet. Aber viele Besucher werden, so denke ich, von den weitgehend vertrauten charakteristisch sakralen Bauformen her, wie auch vom alltäglichen Sprachgebrauch her, in welchem wir ein solches Gebäude als Kirche bezeichnen, diese Kirchengebäude auch jeweils als ein Synonym für „christlich“ ansehen.

Jedes Kirchengebäude ist ein religiöses Zeichen im öffentlichen Raum⁷ und dieses religiöse Zeichen zeigt die Präsenz des Christlichen in der Öffentlichkeit heute. Kirchengebäude sind öffentliche Orte der Religionsbegegnung, der Begegnung mit dem Christentum, exemplarisch zu erfahren an und in dem konkreten Kirchengebäude. Es gehört zu dem unbestimmten Vorwissen der Besucher dazu, dass in diesem Raum in Vergangenheit und Gegenwart Menschen Grundformen religiösen Verhaltens – Klage und Trauer, Lob und Dank, Bitte und Fürbitte – praktizierten und praktizieren.⁸ Daher können Besucher mit Recht erwarten, in einem solchen Kirchenraum auf Hinweise zu stoßen, an denen exemplarisch deutlich wird, was für das Christentum charakteristisch ist, in der Vergangenheit, aus der die besondere Prägung dieses Raumes herreicht, aber auch in der Gegenwart, in der die Kirchengemeinde diesen Kirchenraum in Gebrauch hat. Auf einige ausgewählte Aspekte möchte ich im Folgenden hinweisen.

Ein Kirchenraum ist ein Erinnerungsraum. Der Kirchenraum kann etwas vor Augen stellen, entdecken lassen, was für das Christentum charakteristisch ist. Charakteristisch für das Christentum sind, so meine ich, das Erinnern sowie die dadurch geprägte Erwartung. Christlicher Glaube und christliche Praxis sind geprägt durch das Erinnern, insbesondere das Erinnern der Christen daran, dass durch Jesus Christus den Menschen ein Gottvertrauen eröffnet worden ist. Dieses Gottvertrauen ermöglicht eine veränderte Sicht der Welt und des Lebens darin. Darum ist die Erinnerung an Jesus, an sein Leben, seinen Tod und an die Botschaft von seiner Auferweckung für das Christentum konstitutiv. Und jedes Kirchengebäude, insbesondere jeder Kirchenraum ist davon geprägt.

Erinnerung braucht einen Ort, Erinnerung braucht einen Raum. Und so wurden schon in früherer Zeit, seit dem 4. Jahrhundert, an konkreten Erinnerungsorten, vor allem an besonderen Grabstätten, Kirchengebäude errichtet, so etwa die Grabeskirche in Jerusalem, aber auch die Peterskirche in Rom, um nur zwei besonders markante Beispiele zu nennen. Nicht nur das Grab

⁷ Vgl. Thomas Erne, Kirchen – religiöse Zeichen im öffentlichen Raum. In: Kerstin Gothe u.a.(Hg.), Vom Sakralen zum Banalen? Heilige Räume im Wandel, 2011, 62-74.

⁸ Vgl. Franz-Heinrich Beyer, Heiliger Raum – Heilsamer Raum. In: Isolde Karle (Hg.), Lebensberatung – Weisheit – Lebenskunst, 2011, 200-215.

Jesu, auch die Gräber von außergewöhnlichen Christen, insbesondere von Märtyrern, wurden zum Ort des Gedenkens, der Memoria.

Die Auseinandersetzung mit dem Geschehen des Todes gehört zum Christentum wesentlich dazu. Die Sorge um die Verstorbenen wurde zu einem Kennzeichen der Christen in ihrer nichtchristlichen Umwelt.⁹ Und nicht von ungefähr sind schon früh die biblischen sechs Werke der Barmherzigkeit (Hungrige speisen; Durstige tränken; Fremde beherbergen; Nackte bekleiden; Kranke besuchen; Gefangene besuchen) durch das siebte Werk – Tote bestatten – ergänzt worden.

In größtem Gegensatz zu der nichtchristlichen Umwelt standen fortan Kirchengebäude und Friedhof im Zentrum der Ortschaften, bildeten deren Mitte. Die Christen bevorzugten Bestattungen in der Nähe des Märtyreregrabes.¹⁰ Und das Gedenken an dieses Heiligenleben war untrennbar verbunden mit dem Ausblick auf die Zukunft, die an diesem Ort als gemeinsame Zukunft mit den Heiligen ersehnt wurde. Hatten diese doch, so meinte man, die himmlische Seligkeit schon erreicht. Von ihrer Nähe erhoffte man sich Schutz und Hilfe auf dem eigenen Weg in die jenseitige Welt.¹¹ Der Altar jedes Kirchengebäudes, an welchem Ort auch immer, war durch die Einlassung von Reliquien ein Heiligengrab. Damit war auch hier die angestrebte Möglichkeit der Bestattung gegeben, vorzugsweise innerhalb der Kirchenmauern. Gedenken des Zurückliegenden und Erwartung des Zukünftigen – von diesem spannungsvollen Ineinander im Christentum sind die Formen der Gottesdienste und die Ausgestaltung der Kirchenräume geprägt.

In den Hansestädten wurde das Vorrecht einer Bestattung im Kirchenraum von den Patrizierfamilien angestrebt. Dafür wurden bereits beim Bau der Pfarrkirche kapellenartige Raumsegmente an den Seitenschiffswänden ausgewiesen und an Interessenten verkauft.¹² Auf diese Weise konnte ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Finanzierung des Kirchenbaus eingenommen werden. Die Bestattung im Kirchenraum aber blieb ein Privileg.¹³ Neben dem Bestattungsort wurden weitere Möglichkeiten gefunden, sich des Schutzes und der Hilfe der Heiligen auf dem eigenen Weg in die jenseitige Welt zu versichern. Der Einzelne verfügte zu Lebzeiten, dass Teile seines Vermögens bestimmten Zwecken zugutekommen sollten: Zuwendungen an die Ausstattung der eigenen Pfarrkirche, aber auch aller anderen Kirchen der Heimatstadt,¹⁴ sowohl in Form von Geldbeträgen als auch in Gestalt von gestifteten Heiligenfiguren, Altären und liturgischen Geräten. Ebenso wurden Armenspeisungen aus Finanzmitteln testamentarisch verfügt. Vor allem aber wurden Messfeiern, möglichst viele davon, gestiftet, indem ein Entgelt, ein Messstipendium für die zelebrierenden Priester, die Altaristen, bereitgestellt wurde.¹⁵ Mit solchen frommen Verfügungen praktizierte der Vermögende den Besitzverzicht, - der Bibel nach Voraussetzung, um in das Reich Gottes zu

⁹ Vgl. Arnold Angenendt, *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*, 2009(4.Aufl.), 677.

¹⁰ Vgl. Ebd. 678f.

¹¹ Vgl. Alex Stock, *Poetische Dogmatik, Ekklesiologie*, 1. Raum, 2014, 210.

¹² Vgl. Antje Grewolls, *Die Kapellen mittelalterlicher Kirchen im südlichen Ostseeraum – Funktionale, soziale und sakraltopographische Zusammenhänge*. In: Gerhard Eimer/ Ernst Gierlich (Hg.), *Die sakrale Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums – der theologische Aspekt*, 2000, 71-80.

¹³ Vgl. Angendt (Anm. 9), 680ff.; Stock (Anm. 11), 211f.

¹⁴ Vgl. Stefanie Rütter, *Repräsentation und Legitimation – Zur Darstellung des Rates in den Hansestädten des südlichen Ostseeraums am Beispiel Lübecks*. In: Gerhard Eimer/ Ernst Gierlich (Hg.), *Die sakrale Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums – der theologische Aspekt*, 2000, 33-54.

¹⁵ Vgl. Isnard W. Frank, *Die architektonischen Konsequenzen der Häufung der missae pro defunctis im Mittelalter*. In: Gerhard Eimer/ Ernst Gierlich (Hg.), *Die sakrale Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums – der theologische Aspekt*, 2000, 15-32.

gelangen.¹⁶ Und auch die Angehörigen eines Verstorbenen waren überzeugt, als Lebende etwas für das Seelenheil der Toten tun zu können. So gewannen entsprechende Gebete und Stiftungen eine große Bedeutung, vor allem die Stiftung von Messen, den sogenannten Seelmessen.

Mit der Errichtung des Kirchengebäudes waren zugleich die Bedingungen geschaffen worden, um die Gottesdienste in einem sicheren Raum und in einem festlichen Rahmen feiern zu können. Die Messfeier war der Kristallisationspunkt der Religiosität im Mittelalter. Selbstverständlich musste jeder Kirchenraum geweiht sein und über einen konsekrierten Altar verfügen, an dem der Priester die Eucharistie feiern konnte. Dieser so bereitete Raum bedeutete für die Menschen die Ermöglichung der eigenen Beteiligung an der Messfeier als Hörende und v.a. als Sehende. Das Vorhandensein des konsekrierten Altarblocks wurde von den Menschen als Garantie für die Präsenz Gottes gesehen.¹⁷ Und innerhalb der Meßfeiern war für die Menschen das Anschauen-Können der vom Priester hoch gehaltenen Hostie, die Elevation, das Entscheidende. Schon das Anschauen der Hostie gewähre reiche Gnade und die Erhörung vieler Bitten, so die Auffassung im Mittelalter.¹⁸ Um möglichst häufig an der Elevation der Hostie und den dabei zu erfahrenden Gnaden Anteil haben zu können, auch darum kam es zu den zahlreichen Altarstiftungen mit damit verbundenen Meßstipendien. Der Kirchenraum war im Mittelalter keineswegs in erster Linie dadurch bestimmt, dass in ihm die gesamte Gemeinde zu Gottesdiensten zusammenkam; das war dann zu bestimmten vorherbestimmten Daten allerdings auch der Fall.

Der Kirchenraum der großen Stadtkirchen im Mittelalter war in erster Linie der Raum, der die vielen Altäre, mit den darauf zelebrierten Messen und die dazu anwesenden Menschen, zu umgreifen vermochte. An den Altären, in der Nikolaikirche waren es mehr als 40 Nebenaltäre, fanden in großer Zahl die sogen. Stillen Messen statt, zelebriert von einem Priester, oft in Anwesenheit nur eines Ministranten. Ebenso hatten die regelmäßigen liturgischen Versammlungen der einzelnen Gilden, Zünfte sowie anderer Korporationen oder Bruderschaften hier ihre konkreten Orte mit Altären, auf denen Messen gefeiert wurden.¹⁹ Davon muss der Eindruck des Kirchenraums im Mittelalter ganz wesentlich geprägt gewesen sein. Und das hier erfahrene Gruppenzugehörigkeitsgefühl spielte für die spätmittelalterlichen Menschen eine viel gewichtigere Rolle als etwa die Pfarrgemeinschaft oder die Zugehörigkeit zur Stadtgemeinschaft.²⁰

Die im Kirchenraum vorzufindende Parzellierung des Raumes in Sonderbereiche familialer und korporativer Religiosität wurde durch die Gesamtarchitektur aber eben nicht verfestigt, sondern vielmehr auf das Übergreifende, das alles Unterschiedene Verbindende gelenkt. Jeder hochgotische Kirchenraum fordert den Besucher gleichsam dazu auf, den Blick zu heben, hin zu dem weiten und doch nicht unbegrenzten Raum voller Licht, über alle kleinteilige Einrichtung darunter hinweg. Und so scheint der Architektur eines hochgotischen Kirchenraums beides gleichsam eingeschrieben zu sein – zum Einen das Gedenken, das Handeln im umgrenzten Raum und zum Anderen eine nur zu erahnende unfassbare Hoffnung, die die Licht- und Höhenwirkung des Kirchenraums, insbesondere der Obergadenbereich,

¹⁶ Vgl. Angenendt (Anm. 9), 713.

¹⁷ Vgl. Ebd. 432f.

¹⁸ Vgl. Ebd. 506.

¹⁹ Zur Stralsunder Nikolaikirche vgl. Sabine-Maria Weitzel, Die Ausstattung von St. Nikolai in Stralsund. Funktion, Bedeutung und Nutzung einer hansestädtischen Pfarrkirche, 2011.

²⁰ Vgl. Marian Kutzner, Die spätmittelalterliche Ausstattung der Marienkirche als Ausdruck der intellektuellen Empfindsamkeit und Religiosität der Danziger Bürger im ausgehenden Mittelalter. In: In: Gerhard Eimer/ Ernst Gierlich (Hg.), Die sakrale Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums – der theologische Aspekt, 2000, 131-154, 137; sowie Stock (Anm. 11), 145.

nahelegen. Ob für die Menschen dabei das Empfinden leitend war, hier ein Abbild der vollendeten Stadt, des „himmlischen Jerusalem“ zu erkennen oder eine andere Konnotation, das sei einmal dahingestellt.

In der Folge der Reformation kam es zu deutlichen Veränderungen im Kirchenraum²¹. Bislang hatte das Schauen im Vordergrund gestanden, das Schauen auf Vermittler des Heils, die Heiligenbilder etwa bzw. die Hostie in den Händen des Priesters. Von nun an stand das Hören im Zentrum, das Hören auf das gewiss machende Wort der Heiligen Schrift, gelesen und ausgelegt durch den Pastor. Anstelle der Privat- bzw. Gruppenmessfeiern, die oft zeitlich parallel verliefen, trat nun der eine Gottesdienst für alle, aber zu verschiedenen Zeiten des Sonntags, damit wirklich jeder und jede an einem Gottesdienst teilnehmen konnte. Jetzt wurde nur noch ein Altar gebraucht, als Ort des Gebets und der Feier des Abendmahls. Der Predigtort, die Kanzel, erhielt nun große Bedeutung, die in der jeweiligen kunstvollen Kanzelgestaltung auch sichtbar wurde. Und nachdem die Altarstiftungen an den Pfeilern im Kirchenschiff erledigt waren, die Nebenaltäre abgetragen und die Kunstwerke andernorts Aufstellung gefunden hatten,²² konnte in das nunmehr leere Mittelschiff der Kirche das Gemeindegestühl eingebracht werden. Die Anordnung des Gestühls sollte das Hören erleichtern. Zugleich aber sollte so die Einheit und die Vollständigkeit der Kirchengemeinde sichtbar werden. Damit war allerdings auch ein Instrument der Sozialkontrolle gegeben; wessen Platz frei blieb, der fehlte sichtbar.

Seitdem hat sich der Eindruck des Kirchenraums erstaunlich wenig verändert. Häufig ist die Zahl der Sitzplätze etwas reduziert worden. Damit wird zum einen eine Zentrierung des Raumes erreicht und das Erleben von Gemeinschaft im Gottesdienst ermöglicht. Zum anderen wird so deutlich, dass die Gottesdienstfeier nur einen Sinn des Raumes ausmacht. Es sind nun mehr freie Raumflächen vorhanden, die für eine Begehung offen stehen. Es macht einen besonderen Reiz aus, den Kirchenraum selbstbestimmt begehen zu können.²³ Dabei werden Erfahrungen ermöglicht – solche von Weite und Enge, - von Impulsen zum Voranschreiten oder zum Verharren an bestimmten Orten, - von der Angemessenheit des Sitzens, des Stehens, des Gehens. „Die Kirche“ – als Gebäude und als Institution - repräsentiert sich so als ein Freiraum privater Andacht, ohne Vorgabe. Diese zu erlebende Freigabe im Raum gehört zu den Grundmomenten christlicher Frömmigkeit dazu.

Der Besucher, der auf seinen Wegen durch den Kirchenraum schreitet, kommt auch an den ehemals privaten Grabkapellen an den Seitschiffswänden vorbei. Noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts fanden hier Bestattungen statt. Bereits im Spätmittelalter hatte sich gezeigt, dass der ursprüngliche Stiftungsimpuls, die Fürsorge für das Jenseitsgeschick, zurücktrat und der Gedanke der familialen und individuellen Selbstdarstellung zunehmend in den Vordergrund rückte.²⁴ Durch die Reformation des Momentes der Jenseitsfürsorge entkleidet, repräsentieren diese Kapellen seitdem angesehene Familien der Stadt und Förderer des Kirchengebäudes an hervorgehobenem Ort. Es wäre aus meiner Sicht einen Gedankengang wert, ob die Erinnerung

²¹ Vgl. dazu u.a. Kathrin Ellwardt, *Evangelischer Kirchenbau in Deutschland*, 2008; Franz-Heinrich Beyer, *Geheiligte Räume. Theologie, Geschichte und Symbolik des Kirchengebäudes*, 2013(4. Aufl.), 84ff.

²² Vgl. dazu u.a. Bernhard Kunkel, *Werkgeschichte und Rekonstruktion. Über den Umgang mit bildkünstlerischen Altarausstattungen der Stralsunder Kirchen zur Zeit der lutherischen Reformation*. In: Christofer Herrmann u.a.(Hg.), *Backsteinarchitektur im Ostseeraum Neue Perspektiven der Forschung*, 2015, 80-97.

²³ Vgl. Stock (Anm. 11), 188f. und 202.

²⁴ Vgl. Frank (Anm. 15), 32.

an die Geschichte der privaten Kapellen dazu anregen kann, bei freien Kapellenplätzen die Möglichkeit ähnlicher Nutzungen in der Gegenwart zu bedenken.

Der Eindruck von dem Kirchenraum jeder alten großen Stadtpfarrkirche wird geprägt von den unübersehbaren Zeugnissen, die von christlicher Praxis in der Abfolge der Zeitepochen künden. Dabei ist die Befassung mit dem Tod und die Sorge um die Verstorbenen als ein Grundmoment im Christentum in einem solchen Raum gar nicht zu übersehen. Dem kommt in einer Zeit, in der die Trauerkultur großen Veränderungen unterworfen ist, ein berechtigtes neues Interesse zu. Ebenso eindrücklich kann die Modellierung von gemeindlicher Gottesdienstpraxis als ein wesentlicher Sinn des Kirchenraums hier wahrgenommen werden. Auch bei einer kleiner werdenden Gottesdienstgemeinde bleibt bei nicht wenigen die Erinnerung an gottesdienstliche Feiern zu biografischen bzw. familiären Anlässen in einem solchen Kirchenraum ein prägendes Erlebnis – Taufe, Konfirmation, Trauung. Zugleich aber ermöglicht und initiiert der gewaltige Kirchenraum durch seine architektonische Gestalt, durch seine historischen Ausstattungsstücke und durch die Gestaltung des Gottesdienstbereichs ein selbstbestimmtes Begehen und vermag der individuellen Frömmigkeit sowohl Freiraum als auch Anstöße zu geben. So kann auch in der Gegenwart etwas wieder wirksam werden, was das Kirchengebäude schon im Mittelalter auszeichnete, nämlich dem Individuellen bzw. dem Familiären sowie dem Gemeinschaftlichen seinen jeweiligen Raum zu gewähren und dabei doch immer auch das Übergreifende, alles Unterschiedene Verbindende in der großartigen Raumgestalt wahrnehmen und empfinden zu lassen.

Die großen alten Kirchengebäude besitzen die Qualität starker Bilder. Sie waren und sie sind monumentale Zeichen. Und es liegt nahe, beim Anblick des über die umgebenden Häuser aufragenden Kirchturms sich dessen zu erinnern, was Teil jeder gottesdienstlichen Feier im Kirchenraum ist: Der dort versammelten Gemeinde wird durch den Pastor/die Pastorin mit erhobenen Händen der Segen Gottes zugesprochen. Was im Innenraum der Gemeinde gilt, kann es ebenso in dem monumentalen Kirchturm gesehen werden, als ein Symbol der Zuversicht und der Hoffnung für die ganze Stadt und ihre Menschen?

Die großen alten Stadtkirchen sind in der Gegenwart weder Symbole christlicher Exklusivität, also starrer Abgrenzung, noch sind sie Symbole einer anmaßenden Vereinnahmung. Kirchengebäude in unseren Städten und Ortschaften stehen daher niemals nur für sich selbst, sie stehen auch nicht nur für die Christen einer Stadt, sondern Kirchengebäude sind Monumente der Hoffnung für das gesamte Gemeinwesen.²⁵

Vor allem das Moment der Kontinuität ist bei Kirchengebäuden ein starkes Bild. Durch mehr als sieben Jahrhunderte hindurch haben die großen alten Stadtkirchen Bestand. Inmitten von Unübersichtlichkeit und Veränderung manifestieren sie Ursprung und Dauer.²⁶ Diese Kontinuität gründet natürlich in der Stabilität des Bauwerks. Sie gründet aber mindestens ebenso sehr in der Bedeutsamkeit des monumentalen Kirchengebäudes für die Menschen in allen Jahrhunderten. Diese Bedeutsamkeit hat ihren Ausdruck immer wieder in der Sorge der Menschen für Erhalt und Ausstattung der Kirchen gefunden.

Und - bei aller Monumentalität - sind gerade die Kirchengebäude Symbole für das Transitorische, das Unterwegsseins, also für einen Durchgangsort und eben nicht einen

²⁵ Vgl. Wolfgang Grünberg, Kainsmale der Stadt. Kirchen als Orte des Heiligen und des Schutzes. In: Wolfgang Grünberg/ Alexander Höner (Hg.), *Wie roter Bernstein. Backsteinkirchen von Kiel bis Kaliningrad. Ihre Kraft in Zeiten religiöser und politischer Umbrüche*, 2008, 446-467.

²⁶ Vgl. Franz-Heinrich Beyer, „Gebaute“ Geborgenheit? Beobachtungen zur Bedeutung von architektonischen Räumen, insbesondere von Sakralbauten. In: Stefan Schröder/ Werner Posner (Hg.), *Geborgenheit. Ein Lesebuch – nicht nur für Menschen in sozialen Berufen*, 2001, 129-144, 139.

Daueraufenthalt. Monumentalität und Kontinuität verbürgen die Präsenz des Kirchengebäudes. Dem Besucher/ der Besucherin aber wird kein Weg, kein bestimmtes Verhalten vorgeschrieben. Das, was als spannungsvolles Miteinander von Monumentalität des Gebäudes sowie von Mobilität und individueller Religiosität der Menschen erlebt werden kann, ist einem leitenden Empfinden unserer Zeit sehr nahe.

Was die große Bedeutung dieser alten Kirchengebäude heute ausmacht, das lernen wir nur im Austausch. Im Austausch mit dem Kirchengebäude selbst – Was ist mir hier wichtig, was rührt mich an? Und im Austausch zwischen den Menschen, für die das Kirchengebäude bedeutsam ist, also im Austausch zwischen den Gemeindegliedern und den Besuchern aus nah und fern. Die alten Stadtkirchen geben dafür mannigfache Anstöße oder sie werden als das ganz Andere, völlig Unvertraute, als besonderer Erfahrungsort wahrgenommen. Die monumentalen Stadtkirchen, sie können erstaunlicherweise alles das leisten.²⁷

Heterotopien

In der Gegenwart machen wir die Beobachtung, dass in den Städten kaum noch neue Kirchen gebaut werden. Aber an den Achsen unserer mobilen Gesellschaft und an Orten risikoreicher und zugleich verantwortungsvoller Entscheidungen ist eine neue Kategorie von Räumen oder sogar Gebäuden zu beobachten.²⁸ Manchmal sind sie in ihrer Innengestaltung konfessionell oder überkonfessionell gestaltet wie viele moderne Autobahnkirchen, mal sind sie multireligiös eingerichtet wie zahlreiche Krankenhauskapellen oder aber sie bleiben ohne einen konkreten religiösen Bezug wie etwa der „Raum der Stille“ in der Konzernzentrale von Thyssen-Krupp in Essen. Es sind Sakralräume ohne Gemeinde. Die Wirkung dieser Räume gründet in ihrer konsequenten Andersheit: Orte des Innehaltens, erfahrbare Stabilität im Gegenüber zur Hektik des Unterwegsseins, ein Ort, der an den Eintretenden keine Anforderungen stellt. Haben wir es bei diesen Räumen mit einer bewusst gestalteten Heterotopie zu tun?

Der Begriff der Heterotopie ist von dem französischen Historiker und Soziologen Michel Foucault geprägt worden.²⁹ Danach gibt es in der modernen Gesellschaft Räume, an denen erkannt werden kann, dass der Raum sich nicht als ein rein funktionaler erklären lässt. Man kann hier auch von Gegen-Orten, „anderen Räumen“, eben von Heterotopien sprechen. Es handelt sich, so Foucault, um wirkliche Räume, die sich lokalisieren lassen, um verwirklichte Utopien in der gebauten Umwelt. Es sind vorhandene Räume, inmitten der Gesellschaft und ihrer Institutionen. Es sind Gegen-Orte bzw. „andere Räume“, weil sie gänzlich anders sind als die Orte bzw. Räume, auf die sie sich beziehen.

Schon seit einiger Zeit hat man das Theorem Heterotopie auf Kirchengebäude bezogen.³⁰ Kirchengebäude sind Heterotopien, Gegen-Orte, die sich von den umgebenden Gebäuden, die

²⁷ Zu anderen kulturellen Nutzungen historischer Kirchenräume vgl. Heidrun König, Eine ferne Erinnerung an die Herrlichkeit Gottes. Backsteinkirchen als Kulturzentren und Ausstellungsbauten nach 1945 – eine Skizze. In: Christofer Herrmann u.a.(Hg.), Backsteinarchitektur im Ostseeraum Neue Perspektiven der Forschung, 2015, 122-135.

²⁸ Vgl. Franz-Heinrich Beyer, Neue Religiöse Räume. Ausdruck einer „wachsenden Übereinstimmung“ der Konfessionen oder Indiz für das Ende des kirchlichen Monopols auf sakrale Räume? In: Lena Lybaek u.a. (Hg.), Gemeinschaft der Kirchen und gesellschaftliche Verantwortung. Die Würde des Anderen und das Recht, anders zu denken (FS Erich Geldbach), 2004, 31-41.

²⁹ Michel Foucault, Andere Räume. In: Ders., Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Bd. 4, 2005, 931-942.

³⁰ Vgl. Franz-Heinrich Beyer, Kirchengebäude als symbolischer Ort. Das „Eigene“ und das „Andere“ des Kirchengebäudes im gesellschaftlich-kulturellem Wandel, in: Pastoraltheologie 104(2015), 106-119.

vor allem funktional bestimmt sind, grundsätzlich unterscheiden. Dieser Unterschied kann einmal auf der Ebene der ästhetischen Wahrnehmung, dann aber auch auf der Ebene der politischen Erfahrung beschrieben werden. Für letzteres möchte ich nur an den Herbst 1989 erinnern, als die alten großen Stadtkirchen als Ort der Fürbitt- bzw. Friedensgebete die zu Tausenden zählenden Teilnehmer kaum zu fassen vermochten. Dafür waren diese großen Kirchenräume ja nie entworfen worden. Aber in der konkreten politischen Konstellation waren sie als Gegen-Orte, als „andere Räume“ vorhanden, konnten sie Raum und Sicherheit geben, die nirgendwo anders hätten gefunden werden können.

Kirchengebäude und Kirchenräume bleiben „andere Orte“ in unseren Städten, und sie bleiben als solche unverzichtbar. Ich möchte versuchen, die Bedeutung der Kirchengebäude für unsere Städte zu beschreiben in Analogie zu der Bedeutung der Feiertage des Kirchenjahres für unseren Kalender. Die im Kalender hervorgehobenen Feiertage gliedern die Zeit. Sie unterbrechen die Alltäglichkeit und heben bestimmte Zeitphasen inhaltlich heraus. In jedem Stadtplan werden die Kulturobjekte – Museen, Kirchen, Theater – besonders markiert. Und es sind insbesondere die großen Kirchengebäude, die wie Skulpturen in den Ortschaften liegen, die die Städte zentrieren und orientieren, ihnen ein charakteristisches Gepräge geben. Auf den Wegen durch die Stadt sind die monumentalen Kirchengebäude nicht zu übersehen. Sie laden ein, die Wege zu unterbrechen, einzutreten, hier innehalten und das ganz Andere in Bezug zu allem Alltäglichen zu erleben. Kirchenräume mit ihrer besonderen architektonischen Gestaltung, mit ihrer spezifischen, nicht nur historisch geprägten Ausstattung, mit ihrem raumgebenden Angebot – solche Kirchenräume sind Gegen-Orte; Gegen-Orte im Verhältnis zu unseren alltäglichen Wahrnehmungen, zu unseren Vorlieben, manchmal auch zu unseren Erwartungen. Diese, den Kirchengebäuden eigene Fremdheit kann etwas Hilfreiches, sogar existenziell Notwendiges sein. Der Hamburger Theologe Fulbert Steffensky weist auf die Bedeutung der Fremdheit des Kirchenraums für den Besucher hin: „Die Räume, die mich spiegeln – das Wohnzimmer, das Arbeitszimmer – gleichen mir zu sehr. Der fremde Raum ruft mir zu: Halt! Unterbrich dich! Befreie dich von deinen Wiederholungen! Der fremde Raum bietet mir eine Andersheit, die mich heilt, weil sie mich nicht wiederholt, sondern von mir wegführt.“³¹ Der fremde Raum ist hier der durch seine besondere Baugestalt und durch seine spezifische Ausstattung geprägte, unvertraute Raum. Kirchenräume sind inzwischen für die meisten Menschen zu solchen fremden, anderen Räumen geworden. Es sind Räume, die bereitstehen, die Raum geben. Besonders deutlich wurde das, wenn Kirchenräume der Betroffenheit, der Klage und der Trauer in Situationen großer Katastrophen oder Anschläge Raum gegeben haben. Solche Räume – sie bleiben unverzichtbar, auch darum, weil sie mit ihrem Angebot deutlich sichtbar sind. Sie müssen nicht erst gesucht werden. Sie sind mit ihrem Angebot im Stadtbild deutlich erkennbar. Diese Kirchenräume geben Raum – den vielen, die zu einer Orgelmusik kommen und ebenso denen, die erwartungsvoll einen Gottesdienst besuchen, den Touristenscharen, die durch den Kirchenraum gelotst werden, aber ebenso dem oder der Einzelnen, den Fröhlichen wie den Verzweifelten, den Glaubenden wie den Staunenden. Sie geben uns etwas, wonach wir uns zwar sehnen, was wir aber nicht näher beschreiben und auch nicht aus eigener Kraft gestalten können. Wir wollen und wir können auf die monumentalen Kirchengebäude nicht verzichten.

Schließen möchte ich meine Ausführungen mit einem Zitat aus dem Roman „Nachtzug nach Lissabon“. In Portugal, in der Zeit der Salazar-Militärdiktatur besucht der Sohn eines bekannten

³¹ Fulbert Steffensky, Der heilige Raum, der die Sehnsucht birgt. In: Rainer Bürgel/ Andreas Nohr (Hg.), Spuren hinterlassen. 25 Kirchbautage seit 1946, 2005, 194-209, 200.

Juristen eine Internatsschule. Zum Schulabschluss hält er die Ansprache zur Verabschiedung. Er beginnt sie mit diesen Sätzen: „Ich möchte nicht in einer Welt ohne Kathedralen leben. Ich brauche ihre Schönheit und Erhabenheit. Ich brauche sie gegen die Gewöhnlichkeit der Welt. Ich will zu leuchtenden Kirchenfenstern hinaufsehen und mich blenden lassen von den unirdischen Farben. Ich brauche ihren Glanz. Ich brauche ihn gegen die schmutzige Einheitsfarbe der Uniformen. Ich will mich einhüllen lassen von der herben Kühle der Kirchen. Ich brauche ihr gebieterisches Schweigen. Ich brauche es gegen das geistlose Gebrüll des Kasernenhofs und das geistreiche Geschwätz der Mitläufer. Ich will den rauschenden Klang der Orgel hören, diese Überschwemmung von überirdischen Tönen. Ich brauche ihn gegen die schrille Lächerlichkeit der Marschmusik. ... Eine Welt ohne diese Dinge wäre eine Welt in der ich nicht leben möchte.“³²

³² Pascal Mercier, *Nachtzug nach Lissabon*, 2006, 198.